

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 25 (1921-1922)
Heft: 9

Artikel: Mädchenart und Bubenart : eine Studie [Schluss]
Autor: Steiger-Lenggenhager, Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667575>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mädchenart und Bubenart.

Eine Studie von Marie Steiger-Lenggenhager.

(Schluß.)

Nun entwuchs ja Friedel allmählich dem hohen Kinderstuhl, nicht eigentlich im körperlichen, mehr im geistigen Sinn. Er mochte nicht mehr stundenlang dort festgekeilt sein, er liebte es, bäuchlings auf dem Boden zu liegen oder er beinelte seiner Schwester nach in den Garten. Sie hatte nun einen Gesellen bei ihren Gartenarbeiten und -anlagen am Sandhaufen. Aber unvermerkt jattelte der Gärtnergehilfe um zum Schreiner, zum Baumeister, zum Mechaniker. Denn was die Schwester nicht bemerkt hatte, er, der Bub, sah's gleich: da ist ja gar kein Haus dabei! Und aus Brettlein und Klötzchen und allerlei neuartigem Baumaterial entsteht, was er ein Haus nennt. „Und das ist ja gar kein rechtes Gartentor, das kann man ja nicht auf- und zumachen.“ „Ach weißt du, ich denk mir das nur so, das Auf- und Zumachen.“ Nein, das dachte er sich nicht, er „konstruierte“ eins im Schweiße seines Angesichts, und wenn sein Gartenverschluß auch nicht den Vorzug besaß, ein Geheimchloß zu sein, auf den einer gewissen Originalität konnte es sicher Anspruch machen. Unvermerkt blüßte die Schwester, zu der man vorher als zu der erfahreneren und klügeren mit unverbrüchlichem Autoritätsglauben aufgeschaut hatte, an Ansehen ein, je mehr man sah, daß man gewisse Dinge doch besser verstand als sie.

Oh, man mußte sich noch auf die Zehenspitzen stellen, um das Türschloß zu erlangen und den Riegel hin und her zu stoßen, man konnte mit seinen kleinen Händchen den Schlüssel noch nicht drehen, dieses geheimnisvolle Ding, das so große Macht besaß; ja man mußte einen Schemel holen, um die Wunder dieser Mechanik so recht genau betrachten zu können und immer und immer wieder zu versuchen, und man hatte noch gar nicht so lange erst gelernt von seinen Sprechwerkzeugen Gebrauch zu machen, als man schon die Mutter bestürmte mit Fragen: Warum kommt das Ding hervor, wenn man die Klinker losläßt? Warum geht es zurück, wenn man drauf drückt? Was ist imwendig? Wie geht das zu mit dem Schlüssel? u. s. w.

Freilich, wenn man auch ein Bub war, man spielte doch mit dem Puppenwagen, nur daß man ihn zum Entsetzen der Schwester verkehrt auf den Boden stellte, die Räder nach oben, und daran drehte und hantierte, bis man glücklich eins los hatte und sah, „wie's angemacht war.“ Aber im Grund war das doch noch nichts, im Grund wuchs man bald über diese Simplizitäten der Mechanik hinaus, die auf einem Nagel beruhten, der durch eine Achse gesteckt war; denn seht, eines Tages kam ein Gast zu Besuch und der kam nicht wie andere Leute auf seinen zwei Füßen an, sondern er saß auf einem glänzenden Ding, das aus zwei Rädern bestand, an einer Handhabe hielt er sich, und mit den Füßen stampfte er auf einem Querriegel, und als die Räder aufhörten, sich zu drehen, siehe da hörten auch die Füße auf zu stampfen — oder war es umgekehrt? in der Geschwindigkeit hatte man es gar nicht recht erkennen können.

Ach, dem Mädchen war das ja gleich, was zuerst aufhörte, es sah nur mit bewundernden Augen die schöne leichte Bewegung des Ganzen. Aber dem Buben, wie könnte ihm das gleich sein! das war doch eine Lebensfrage geworden! Und derweil der Gast drinnen mit den Eltern plauderte

und mit der Kleinen scherzte, derweil sie aßen und tranken und fröhlich waren, stand der Kleine draußen bei der Maschine, stand, jaß, kniete, lag, schaute und schaute, von oben, von unten, von der Seite, tippte leise dran, drehte und zermartete sich sein kleines Hirn. Und Tage und Wochen darauf gab es für ihn keinen andern Gedanken als das Fahrrad.

Und als auch er eines Tages in den Trubel der Stadt kam, als um ihn die Wagen jurrten und rasten ohne Pferd, ja ohne daß einer mit den Füßen darauf trampelte, als sie sich bewegten ganz aus eigener Kraft, da wurde der kleine Junge ganz still und nachdenklich. Nein, er sprang nicht halb närrisch herum, wie seine Schwester getan, sondern er war ganz unheimlich still. Ein paar Mal schaute er erstaunt und fragend zu seiner Mutter auf, aber sie wußte nicht, was er meinte, wußte nicht, was in diesem Köpfchen vorging, was für ein Sturm darüber hin brauste. Aber auf einmal als sie, nachdem sie eine Bekannte begrüßt, sich wieder umwendet, ist er verschwunden. Sie sucht und sucht und endlich findet sie ihn hinter einem Auto, an dem der Chauffeur eben den Deckel zum Motor weggenommen. Er ist so vertieft in das, was er sieht, und verfolgt so gespannt alle Hantierungen des Mannes, daß er alles um sich her vergißt. Und als er später im Tram sitzt, da ist wahrhaftig der Wagenführer vorn in Gefahr, von seinen Augen verschlungen zu werden mit samt all seinen Hebeln und seinem Signal. Gibt es auf der Welt eine schönere Musik als dieses Tuten, das immer dann ertönt, ganz genau dann, wenn der Mann auf den Ballon drückt oder als das Klingelzeichen, das ganz unfehlbar erfolgt, wenn der Schaffner an der Schnur zieht? Ach, könnt ihr's glauben — in diesem überlauten Leben drin, mitten in all der Bewegung und dem Lärm geht das Bublein, das an die Stille des Landlebens gewöhnt ist, scheinbar wie im Traum, wie im Schlafwandel dahin. Aber als es daheim ist, verschwindet es augenblicklich im Schöpflein, dort wo allerlei altes Werkzeug aufbewahrt wird, Holz, Eisen, Draht, Nägel. Es merkt nicht, daß längst Eßenszeit ist, es hört nicht das Rufen nach ihm, denn es sitzt über einer gewaltigen Arbeit — nein, es soll niemand lachen, es ist eine gewaltige Arbeit. Es baut sich ein Auto — oder ist's ein Tramwagen? das ist ja gleich, denn es ist beides gleich schwierig mit den unzulänglichen Mitteln und Kräften; und wenn der Wagen auch zuletzt mehr in seinem Kopf besteht als in der Wirklichkeit — für ihn ist er doch da und geschaffen hat er ihn doch bis zur letzten Schraube. Dann werden noch Wochen und Wochen ausgefüllt mit Verbesserungen und Vervollkommnungen.

Der geneigte Leser sieht schon, daß man längst über jenes primitive Stadium hinaus ist, wo man eines Tages strahlend zur Mutter kam: „So, jetzt hab ich's aber fest angenagelt, jetzt hält's.“ „Nun, was denn?“ „Eben das Brettchen auf dem Fenster Sims.“ Richtig, da war mit etlichen Dutzend starker Nägel ein kleines dünnes Brettchen auf einem Sims festgenagelt, die meisten hatten sich dabei noch umgebogen und der Vater hätte wohl einen halben Ferientag dran wenden müssen, das Brettchen wieder los zu bekommen — er hat es nicht getan, mag es als Wahrzeichen glücklicher Kindheitstage festgenagelt bleiben.

Ja, also über jenes Stadium, wo man klopste, um zu klopfen ohne Sinn und Ziel, ist der Kleine längst hinaus, er steckt mitten in den Jahren des Warum? Wieso? und dann? als etwas ganz Neues, ganz Wunder-

bares in sein Leben tritt. Es tritt auch in das Leben der Schwester, aber dort geht man ohne weiteres darüber hinweg zur Tagesordnung und wenn diese auch nur in tatlosem Sinnen und Träumen eines Jungmädchenherzens bestünde. Was ist dieses Neue? — Dieses Neue ist, daß wenn man an einem kleinen Knopf neben der Tür dreht, daß dann — der dunkeln Stube die Sonne aufgeht und wenn man wieder dreht, einfach nur dreht, ist's finster und schwarz wie zuvor. Das Neue ist, daß wenn man in ein kleines Messingschildchen an der Wand zwei Stiften steckt, dann aus einem eisernen Gestell eine behagliche Wärme strömt, daß Mutter draußen in der Küche ohne Feuer kochen kann, daß das Bügeleisen keine glühenden Kohlen enthalten und nicht aufs Gas gestellt werden muß und doch warm wird und noch vieles andere. Ei, jetzt strenge dich an, Hirnchen, Rätsel über Rätsel, Wunder über Wunder!

Und von nun an macht man sich sehr viel mit dem Schraubenzieher zu schaffen. Die Messingschildchen werden von der Wand weggehoben, die Taster aufgedreht. Ach, und da ist es, wie wenn einem Medizinstudenten in der Klinik zum erstenmal ein sezierter Leib vor Augen kommt und er in das Getriebe und Gefüge eines lebendigen Organismus hineinblickt, wo alles in einandergreift, alles so natürlich und doch so wunderbar ist. Nun wird die Mutter mit Fragen bestürmt. Aber sie muß so oft die Antwort schuldig bleiben. Sie hat das freilich alles einmal gewußt, aber ach, alles was mit Technik zusammenhängt, ist von ihr abgefallen nach der Schule, verfliegen wie etwas, das sie nie recht beseßen und nicht mit Liebe verteidigt hat. Die Schwester? O ja, sie „haben“ eben jetzt von der Elektrizität in der Schule. Aber es scheint, wie wenn der Bruder, obwohl kein Mensch mit ihm von diesen Dingen spricht, jetzt schon viel mehr davon wußte als sie, wie von Natur aus, und es geht auch gar nicht lang, so hat er's heraus, daß „die Mädchen von so was nichts verstehen.“ — Es ist wahr, eine Zeitlang muß nun sehr oft der Elektriker ins Haus kommen, weil immer bald hier, bald da etwas nicht in Ordnung ist „wie wenn da jemand immer dran herum hantierte“, meint der Monteur mit einem vielsagenden Seitenblick auf den Buben, der mit atemloser Spannung jede seiner Bewegungen verfolgt. Eine Zeitlang muß der Vater Lehrgeld bezahlen für seinen Sohn, obwohl der noch in die Volksschule geht. Aber später heißt's nicht mehr: „Man muß einen Arbeiter kommen lassen, das Glätteisen tut nicht recht,“ oder so, sondern: „Du Friedel, sei so gut und schau mal nach, wo's fehlt, und in einer Viertelstunde tut das Glätteisen wieder recht, gibt der Ofen wieder warm usw. und zum Geburtstag bekommt die Mutter von Friedel bald in einem dunkeln Winkel die elektrische Beleuchtung, bald sonst irgend eine praktische Einrichtung „auf elektrischer Basis“, und es heißt öfters anerkennend: „Ja, der Bub im Haus erspart den Elektriker.“ In seinem eigenen Zimmer aber sieht's aus, wie im Bureau eines Elektrizitätswerks, Drähte allen Wänden entlang, Glühbirnen in allen Ecken, Schalter, Kontakte, Widerstände, und der Schrank, der eigentlich für Kleider und Wäsche bestimmt ist, bildet ein großes Magazin von elektrischen Apparaten und Arbeitsmaterial, aus dem da und dort ein Taschentuch hervorguckt oder ein Paar Hosen. Und wo das Taschengeld hinkommt, braucht man nicht zu fragen. — Und bei der Schwester? Ist sie etwa der Liebling, da sie ein so viel schöneres, freundlicheres Zimmer

hat? Wie freundlich! Voller Bilder und voller Blumen. Beim Bruder ist alles zweckmäßig, aber bei ihr ist alles schön. Ihr Taschengeld wird gern in ein hübsches Bild umgeseht, das sie mit Geschmack auswählt und anbringt, oder in eine Vase, die sie so zu füllen weiß, wie es am aller schönsten ist, oft beinahe mit nichts. Wenn man Friedel in den Garten schickt: Geh bitte, hol mir ein paar Blumen auf den Tisch, so kommt er mit leeren Händen oder ungeeigneter Wahl: es hatte nichts Rechtes. Dann geht die Schwester und bringt ein paar Rothbuchenweige herein und etliche leuchtende Kapuziner oder einen Strauß Hagebutten vom Hag oder ein paar Spargelkrautweige aus dem Gemüsegarten, sie weiß immer das einzig richtige Gefäß dazu zu finden und es sieht immer aus „wie vom Gärtner“.

Ja, und noch etwas: es gibt eine Stelle im Wohnzimmer, die auf das Mädchen seit langem eine auffallende Anziehungskraft ausübt, an der sie ebenso unfehlbar automatisch „Augen links“ macht, wenn sie „zufällig“ daran vorbeigeht, wie eine Abtheilung Soldaten, wenn sie vor dem General defiliert, eine Stelle, wo man bei dieser Augendrehung ein frisches, gesundes und wie einem scheint nicht so sehr häßliches Jungmädchen Gesicht erschauen kann und wo es einen wie mit magnetischer Kraft hinzieht und man immer und immer wieder prüfen muß, wie das neue Kleid steht und diese oder jene Haartracht. Ach, und wie unendlich glücklich man ist über ein neues Fähnchen, wie gern man ein recht zierliches feines Taschentüchlein hervorzieht, was für ein Ereignis ein schönes Halskettlein bedeutet — Mutter vergißt das immer wieder und lächelt so ein bißchen genant, ja geradezu maliziös über die auffallende Bevorzugung jener Stelle. Und sie kann sich auch gar nicht vorstellen, wie schrecklich es war, als man damals in der sündhaft theuren Schuhzeit die ältlichen, etwas plumpen Schuhe noch austragen mußte und gar etwa noch die etwas verwaschenen, gelblich gewordenen braunen Strümpfe. Das waren wahre Unglückstage. — Aber das hatte sie auch nicht gewußt, was für einen Jubel des Entzückens das Duzend Taschentücher auf Friedels Weihnachtstisch hervorrufen würde. Sie hatte aus gewissen Gründen, so aus einer Art Ehrlichkeitsdrang heraus einmal leicht farbige gewählt für die Bubenhosensäcke statt weißer, denn weiß waren sie doch immer nur, wenn man sie das erstemal einsteckte, nie wenn man sie herauszog, dank genial vielseitiger Verwendung. Und nun stellte sich heraus, daß sie einen sehnlichsten Herzenswunsch erfüllt hatte: „Oh, nun hab ich doch auch farbige Taschentücher, weißt du, die andern haben alle solche, ich war fast der einzige, der keine hatte, weißt, Buben haben halt solche, weiße sind für Mädchen“ (letzteres in einem Ton, der nicht eben Bewunderung ausdrückt). Schade, daß die Mutter nicht zusehen konnte, mit welcher Genugthuung das farbige Taschentuch, offenbar ein Attribut der Männlichkeit, in der Schule in Gebrauch genommen wurde. Nun, dafür konnte sie zur Genüge hören, mehr als ihr lieb war, wie die ebenso heiß ersehnten Nägel in den Schuhen trepp auf und ab klapperten. Welch ein Stolz: genagelte Schuhe! Sorosam wurden die Nägel gezählt: 41 Stück. In den ersten acht Tagen wurden sie nach jedem Ausgang wieder gezählt und wenn einer fehlte, gab's beinahe Tränen. Wie fein, jetzt konnte man auch „auftreten“, jetzt fühlte man sich Manns genug, eine Welt aus den Angeln zu heben.

Ja, so ist das nun geworden mit dem Mädchen, das eigentlich ein Bub sein sollte und mit dem Buben, der so zart war wie ein Prinzeklein mit den

Kindern, die „wenn man sie nicht extra zu Buben und Mädchen erzog, ihren neutralen Charakter behalten würden, solange sie Kinder wären.“ Se nun, wozu eigentlich? Macht nicht der Unterschied, die Vielseitigkeit, das Leben reicher als die Gleichheit?

Aber drum, wenn die Mutter in neuerer Zeit Ansichten zu lesen und zu hören bekommt, wie die, daß der geschlechtliche Charakter des Individuums gleichgültig und nebensächlich sei und daß der ganze scheinbare Wesensunterschied nur aus der Erziehung resultiere, weil man die Buben zu Buben, die Mädchen zu Mädchen erziehe, und wenn man eine neutralgeschlechtliche Erziehung preist, die nur noch auf die Leistungsfähigkeit von Muskeln und Hirn abzielt, so lächelt sie ein wenig, wie man über eine Jugendtorheit lächelt, aber dann wird sie sehr ernst, ja sehr bekümmert: in was für einem Wahn sind solche Erzieher befangen und durch was für Irrwege wird die neue Jugend geführt!

Heiliges Leben.

Ich hab eine Mutter gesegnet,
In Mutterschaftschmerzen, in angstvoller Zeit
Und bin deinem Wunder begegnet,
Du heiliges Leben, du quellendes Leid!

Und was sie in Schmerzen gesprochen,
Mit bebenden Lippen so schreiend gefleht,
Hat mir dein Geheimnis erbrochen,
Du heiliges Leben, du Menschheitsgebet!

Und wie sie das Kindlein geboren,
Da ist ihre Träne wie selig erglüht;
Da hab ich mich dir zugeschworen,
Du heiliges Leben, schmerzjauchzendes Lied!

Und wie ich an's Lager getreten,
Legt auf ihr blühendes Kind sie die Hand;
Da hört ich im Herzen ein Beten
Und habe sie leis „Muttergottes“ genannt!

Rudolf Schneyer.

Eine Betrachtung von Marc. Aurel.

Im Gemüte eines Menschen, der sich selbst der Zucht und Läuterung unterzogen hat, trifft man nichts Eiterndes oder Beflecktes, nichts von geheimen Schäden an. Sein Leben ist nicht unvollendet, wenn das Schicksal ihn ereilt, wie man etwa von einem Schauspieler sagen könnte, er sei von der Bühne abgetreten, ohne seine Rolle ausgespielt zu haben. Zudem ist an ihm nichts Sklavisches oder Geziertes, kein Streben, sich aufzudrängen, und ebensowenig, sich abzuschließen, kein Bemühen, sich der Rechenschaft oder dem Lichte der Öffentlichkeit zu entziehen.